

**Zeitschrift:** Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

**Herausgeber:** Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

**Band:** 19 (1943-1944)

**Heft:** 45

**Artikel:** Fülle der Stunden auf nächtlicher Wache

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-712356>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

die FHD keine Rekrutenschule absolvierte, wie sie der Soldat zu bestehen hat. Die vielen in die Hunderte gehenden militärischen Benennungen, Abkürzungen, Bezeichnungen u. a. m. waren der FHD zu Beginn des Dienstes in den weitaus meisten Fällen fremd. Sie hat sich aber in die nicht immer leichte Materie eingearbeitet und steht heute nach verschiedenen mehr oder weniger langen Diensten vollwertig da, und was vor allem wichtig ist: durch ihre nützliche Verwendung in den weitverzweigten Dienstbetrieben wird eine sehr beträchtliche Anzahl von waffentragenden Wehrmännern für den Felddienst frei. Die FHD ist treu und verschwiegen. Was sie sieht, schreibt und hört, darüber schwatzt sie nicht. Diese Vorzeuge und Tatsachen sind von den Vorgesetzten der FHD längst anerkannt worden und deshalb genießt sie das vollste Zutrauen.

Um so betrübender ist es (und damit komme ich auf den Kern meiner kurzen Ausführungen zu sprechen), wenn man irgendwo im Urlaub immer wieder hören muß, wie vielenorts die Arbeiten

und das Auftreten der FHD von oben herab oder gar geringschätzig beurteilt werden. Solche Bemerkungen, die ja gewöhnlich von Laien stammen, denen der Einblick in den ganzen Dienstbetrieb fehlt, sollten einmal — und zwar gründlich — verstummen. Die FHD steht in einem strengen und geregelten Dienstbetrieb. Viele kleine Annehmlichkeiten, die eine Schweizerin zu Hause in ihrem Heim täglich genießt, gibt es im Militärdienst nicht. Die FHD ist abends um 22 Uhr in ihrem Kantonement, und wenn sie später eintrifft, so hat sie die genau gleiche Strafe zu gewärfigen, wie der Soldat auch.

Es ist im Verlaufe der vier Jahre dutzende Male vorgekommen, daß wichtige und unvorhergesehene Arbeiten mitten in der Nacht geschrieben werden mußten. Immer waren die FHD auf den ersten telephonischen Anruf hin rasch zur Stelle und schrieben mit flinken Händen auf der Schreibmaschine Seite an Seite, zu einer Zeit, wo der geruhsame Bürger längst im Schlaf lag.

Jedesmal, wenn ich nach Feierabend einen Wehrmann mit einer FHD auf

einem Spaziergang oder kleinen Velo-tour, im Konzert oder Kino beobachte, so freut mich das. Es ist jedenfalls ein sehr gutes Zeichen, wenn sich «Sie und Er» nach getaner Arbeit, vor aller Augen, beieinander sehen lassen dürfen, und die erbärmlichen Hetzer, die nichts Besseres können, als solche Feierabendstunden mit hämischem Bemerkungen in den Schmutz zu zerren, verdienen nichts anderes als die ihnen gebührende Ohrfeige!

Eine FHD, die nach strengen Arbeitswochen wieder einmal in den Urlaub fahren kann, soll nicht das hemmende Gefühl in sich tragen, jetzt müsse sie vom Bahnhof bis zum Elternhaus Spießruten laufen, oder sich gar von einem windigen Grünhorn lächerliche Bemerkungen gefallen lassen. Sie soll und muß von allen, die den Vorzug haben, daheim ihren täglichen Pflichten nachgehen zu können, als tüchtiger Hilfsdienstsoldat anerkannt und respektiert werden.

Durch ihre treue Arbeit fürs Vaterland verdient die FHD diesen Respekt vollauf! R.

## Fülle der Stunden auf nächtlicher Wache

Zu meinen reichsten, reifsten Stunden gehören jene, in denen ich als «Wacht-Meister» eines der unzähligen Wachposten an der Grenze zwischen Mitternacht und Morgen wach sitze, um alle zwei Stunden diejenigen Soldaten zu wecken, die nun Wache zu stehen haben. Dazwischen bin ich mir allein überlassen, mir selbst ganz zugehörig.

In diesen Stunden habe ich meine besten Sachen geschrieben, am konzentriertesten gearbeitet, ohne jede Anstrengung, weil sich alles natürlich um einen Kern gedanken kristallisierte. Ich finde dann jene seltsame Vereinigung vom tiefen Versinken in eine Idee, und dem lebhaften Fühlen gegen andere Menschen, zu denen ich dann etwas sagen möchte; zwischen persönlichstem innerstem Erlebnis und seinem freien Fließen und Hinweggeben!

Liegt es an der unmittelbaren Nähe gesunder, ruhig schlafender Menschen, die gegenwärtig sind, ohne mich durch allzu nahe Bindung von mir selbst abzulenken? Oder an dem ganz regelmäßig wiederkehrenden Kontakt beim Wecken, bei dem man einige unwichtige, freundliche Worte wechselt? Und doch, wie faßt man da Kontakt mit den andern! Ich frage auch gelegentlich einen Soldaten, der vom Schildwachstehen in die Stube zurückkehrt und ein Weilchen auf der Bank sitzen bleibt: «Nun, was habt Ihr gedacht, so zwischen Zwölf und Zwei?» Der eine, offen und lachend: «He, dank wie jetzt andere lieb sind in dieser Stunde!» Der andere, der um Vier zurückkommt: «Ja, wenn ich so die Sterne ansehe, und es gegen Vier am Horizont leise dämmt, und ich die aufsteigende Sonne fühle, die alles Schöne in der Natur recht sichtbar machen wird, dann denke ich, es muß doch etwas weit

Größeres herum sein, als wir Menschen. Dann glaube ich wieder!» Ich schweige, er kriecht ins Stroh, das noch leise raschelt, bis er die braune Wolldecke um sich gewickelt hat. —

Dann lausche ich gelegentlich, was die Schlafenden im Traume lallen. Was ist da nicht zu erlauschen von Sorgen, die sich zu drohenden Gespenstern ausgewachsen haben. Wie auch beim Gesicherfen, Sorgenfreien mit tiefem Stöhnen eine gespenstische Wildheit aufsteigt. Bei andern ahnt man ihre Verbundenheit mit der Familie, mit lieben Menschen, Liebe, Treue, Zärtlichkeit!

Unwillkürlich lauscht man seinem eigenen Innern, der Stimme, die da spricht. Oft sind es Mahnungen zu Pflichten und Aufgaben. Nicht die militärischen, die sind hier ja so selbstverständlich, so ernst, einfach und klar. Nein, es geht um Persönliches, um die eigenen Umstände, die oft so kompliziert erscheinen wegen meiner komplizierten Einstellung zu ihnen, die sich mir nun aber in diesen Wachstunden entwirren und klären. Was vorher verstockt war, das Gemüt verflöz, den Willen und Wagemut umstrickt, löst sich, kommt in Fluß, und ordnet sich wie von selbst. Dunkle, dumpfe Empfindungen werden entwirrt, hell und eindeutig.

So wie sich der Morgen ankündigt durch helle Schimmer durch die Ritzen der alten Fensterläden. Ich trete aus der Stube, steige ein paar Schritte auf den nahen Felsen, der sich aus der Ebene erhebt. Und gewahre ein Abbild meiner innern Klärung in schönem Wunder und Größe in der Natur: zwischen den ganz unmerklichen Bodenwellen der Ebene liegen noch feine Nebelschleier, aus denen sich Reihen von hohen, vollen Bäumen wie Inseln empor-

heben, alle deutlich getrennt, ein Meer solcher Inseln bis an den Fuß der fernen Berge, mit graziösen, schwingenden Horizonten, die die Ebene umfassen.

Dann werden auch andere einzelne Dinge allmählich deutlicher, wachsen aus Dunkel und verhüllenden Schleieren allmählich ins Helle hinein, jedes in seinen Einzelheiten deutlich, und zugleich auch in seiner Lage zu den andern sinnvoll, beziehungsreich.

So ähnlich scheint sich in jenen Nachstunden mein rätselhaftes Innere und seine widersprechenden Empfindungen in ihrem gegenseitigen Verhältnis zu verdeutlichen. Daher finde ich jetzt für längst fällige Briefe die gesuchten richtigen Gedanken und Wendungen. Selbst für Unfaßbares finden sich langsam einfache Bilder, so daß ich es mit Worten für andere sagen kann.

So geht mir nichts über jene Stunden von der Nacht in den Tag hinein, im einsamen Wachen. Jetzt bin ich erfüllt von Licht, Tag, von Mut zu Pflicht, von Freiheit und Freude. Die Sonne kündet sich immer stärker. Kann man sich eine Macht denken, die je das Hellewerden verhindern könnte?

\*

Ich trete in meine Stube zurück, will das Ausgedachte niederschreiben. Doch meine Blicke wandern zu den Fenstern hinaus. Im einen drängt ein junger Apfelbaum, dem unsere Baracke beim Bau nahe an den Stamm gerückt ist, seine Zweige mit schneig-rosigen Blütenbüscheln gegen die Scheibe, die nun im Mai ihre volle Lebenskraft entfalten. — Am andern Fenster ist es freier, erst jenseits einer Wiese

beginnt eine Blütenwolke. Davor steht am Wegrand ein Kruzifix, dunkelrot das Holz des Kreuzes. Der schmale Leib schimmt im Frühlicht in dunklem Golde. Sein Haupt sinkt zwischen zwei volle Büschel weißer Margueriten hin, die das Kind unseres Hauswirtes über seine Schultern gelegt hatte.

Durch das Fenster zur Rechten leuchtet die schwungvolle Wendung des Flusses, darüber ruht dunkelbraun, stark und unverrückbar, die lange, gedeckte Holzbrücke. Wie sorgsam und fräulich, fast mütterlich, leitet uns doch eine solche Holzbrücke zum jenseitigen Ufer hinüber,

das uns durch den Ausgang entgegenleuchtet. Doch bei dieser Brücke, die wir bewachen, ist dieser Ausblick verrammelt, mit einer dicken Bretterwand. Unsere Soldaten sind sogar angewiesen, den jenseitigen Wachen keine Stumpen mehr zu geben, ja nicht einmal einige gute Worte. Man hat drüben solche Berührungen nicht gerne gesehen. Wann wird es endlich dämmern?

Sechs Uhr. Ich trete in den Schlafraum, klatsche in die Hände! Tagwacht, meine Herren! Die Leute, als Bauern ans frühe Aufstehen gewöhnt und nie so geweckt, erheben sich willig. Mit wenigen geschick-

ten Bewegungen der Gabeln ist das Stroh gelockert, mit dem Besen jedes Hälmchen vom Boden gefegt. So bleibt für die Geweckten vor dem Frühstück noch Zeit, auf den Felsen zu steigen und schweigend die Welt zu bewundern. Einige zählen mit dem Feldstecher das Vieh, das allmählich auf die einzelnen Alpen aufgetrieben wird. Aber sie sagen nichts in dem wachsenden Wunder des Daseins um sie. Doch der Anblick stärkt sie mehr zur Soldatenpflicht als Befehle und Worte. Keine laute Betriebsamkeit löst in mir die gewachten Stunden, ihr Segen bleibt mir gewahrt, und was in ihnen gekeimt ist. H. B.

## Die Flotte unterstützt die Invasion

Von H. C. Summerer.

Die Anfangserfolge der Invasion in der Normandie waren zweifellos nur möglich durch die uneingeschränkte Unterstützung der britisch-amerikanischen Flotteneinheiten. In den ersten Morgenstunden des denkwürdigen 6. Juni schob sich eine Flotte, die aus vielen tausenden Schiffen bestand, unter dem Kommando von Admiral Sir Bertram-Ramsay gegen die normannische Küste vor. Jagdgeschwader der RAF und der USA-Luftflotte erstellten einen dichten Schirm über dem Landungsgebiet und legten einen Rauchschleier vor die Flotteneinheiten. Inzwischen säuberten Minenräumboote die von Unterwasserminen verseuchten Küstengewässer.

Nun eröffneten die weittragenden Geschütze der Schlachtschiffe «Warspite», «Nelson» und «Ramilles» (Engl.), «Nevada», «Arkansas» und «Texas» (USA) und die Kreuzer «Glasgow», «Belfast», «Mauritius» und «Orion» ein mörderisches Trommelfeuер gegen die Küstenverteidigungswerke, die den vorhergegangenen Luftbombardierungen noch standgehalten hatten. Nachdem eine deutsche Batterie nach der andern zum Schweigen gebracht worden war, näherten sich die ersten Landungsboote für Panzertruppen und Infanterie der Küste, womit die eigentliche Landung ihren Anfang nahm. Den alliierten Flotteneinheiten oblag nicht nur die Unterstützung der Landung selbst, sondern sie traten wiederholt im Laufe der weiteren Phasen bei jeder sich bietenden Gelegenheit längs der Landungsküste in Erscheinung und trugen ihr vernichtendes Feuer immer weiter landeinwärts. Das Eingreifen der schweren Schiffsartillerie in die Landkämpfe will selbstverständlich nicht heißen, daß die Alliierten keine oder nur wenige schwere Geschütze an Land hatten, sondern daß durch das plötzliche Eingreifen der alliierten schweren Schiffsgeschütze jeder feindliche Gegenstoß, bzw. feindliche Einbruch in die eigenen Linien wirkungsvoll sofort abgeriegelt werden konnte. Dies ist bei Landungsoperationen von solchem Ausmaß entscheidend

für den weiteren Verlauf der begonnenen Schlacht. Die Feuerkraft der 15-cm-Geschütze eines Kreuzers (z. B. «Arethus») entspricht drei Vierteln der Feuerkraft eines britischen oder ungefähr derjenigen eines amerikanischen Artillerieregimentes. Noch größer und gewaltiger und in seiner Wirkung verheerender ist das Feuer der Schlachtschiffe, die über Geschütze schwersten Kalibers verfügen und deren Geschosse ein Gewicht von 500—1000 Kilogramm haben, die auf eine Entfernung von 30 Kilometern geschleudert werden können.

Die deutsche Admiralität steht heute einem schwerwiegenden Dilemma gegenüber. Die deutschen Seestreitkräfte sind durch die gewaltige Barriere, die die Alliierten mit ihren Kriegsschiffen im Kanal errichtet haben, in zwei Teile gespalten, und ihre bis anhin ausgeübte Zusammenarbeit zwischen den Flotteneinheiten in der Nord- und Ostsee und denjenigen Westfrankreichs und des Mittelmeers ist gelähmt. Aus dieser Perspektive ergibt sich für die Deutschen die Notwendigkeit, die alliierten Schiffsansammlungen anzugreifen, erstens, um sich die Wiederherstellung der notwendigen Bewegungsfreiheit längs der europäischen Küsten zu verschaffen und, zweitens, um eine Erweiterung des heute bestehenden alliierten Landekopfes mit allen verfügbaren Mitteln zu verhindern. Dieses ist die primäre Aufgabe, die der deutschen Flotten auferlegt ist, aber die zweite Aufgabe ist ihrem Wesen nach ebenso wichtig wie die erste. Es handelt sich dabei um die Aufrechterhaltung der Flotteneinheiten, die für die Verteidigung der übrigen Küstenabschnitte bestimmt sind, denn seit die deutsche Luftaufklärung nicht mehr in der Lage ist, die alliierten Vorbereitungen zu überwachen und somit die nächsten Gefahren im voraus festzustellen, muß jederzeit eine genügende Anzahl Seestreitkräfte verfügbar sein, um den ersten Schlag abwehren zu können.

Dies sind die Probleme, die die deutsche Flottenleitung in jeder ihrer

Dispositionen in Betracht ziehen muß. Welche Kräfte stehen nun zur Lösung dieser weitverzweigten Aufgabe den Deutschen zur Verfügung? Am besten läßt sich dies an Hand der Betrachtung der Tatsachen, die vor der Küste von Le Havre in Erscheinung traten, feststellen. Diese lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Im Hafen von Le Havre befanden sich zur Zeit der Invasion drei deutsche Torpedoboote. Es war dies die gesamte Flottenmacht, die die Deutschen für diesen äußerst wichtigen Küstenabschnitt zum Einsatz brachten. Als diese Torpedoboote den Befehl zu ihrer einzigen und letzten Ausfahrt zur Bekämpfung der alliierten Flotteneinheiten erhielten, standen sie im Kanal, gemäß deutschen Berichten, sechs modernen Schlachtschiffen gegenüber — Deutschland besitzt kein einziges modernes Schlachtschiff —, ferner sahen sie 15 Kreuzer — dies ist mehr als die doppelte Anzahl Kreuzer, die Deutschland besitzt —, und schließlich stellten sie noch 50 britisch-amerikanische Zerstörer fest — dies ist mehr als die gesamte Anzahl deutscher Zerstörer und Torpedoboote zusammen. In einem solch wichtigen Küstenabschnitt, wo man deutscherseits die Invasion erwartet hatte, standen diese drei Torpedoboote mehr Kriegsschiffen gegenüber, als die gesamte deutsche Flotte je besessen hatte. Diese Situation ist für das Problem und die kaum lösbarer Aufgaben, denen sich die deutsche Flotte gegenüber sieht, kennzeichnend.

Die durch die Alliierten befreiten Küstenabschnitte sind bereits seit den ersten Tagen der Invasion frei von jeder deutschen Beobachtung und von Artilleriefeuer, ausgenommen natürlich die äußersten Flanken. Selbstverständlich sind die Deutschen noch immer in der Lage, mit ihren weittragenden Eisenbahngeschützen, soweit diese nicht durch die britisch-amerikanische Luftwaffe außer Gefecht gesetzt worden sind, in das von den Alliierten besetzte Gebiet zu feuern; aber dieses Feuer ist ziellos und seine Wirksamkeit gering.